



Gabriele Schreib

Milchsuppe mit Schwarzbrot



Gabriela Schreib

Milchsuppe mit Schwarzbrot

Für meine Kinder

Sara, Carlos und Carmen

Gabriele Schreib

Milchsuppe mit Schwarzbrot

Copyright © 2007 by Gabriele Schreib

Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH,
Norderstedt.

2. Auflage

Printed in Germany 2008

ISBN 978-3-8391-7722-8

Der Bunker, der in die Luft flog

Als der Bunker in die Luft flog, war ich vier Jahre alt.

Der Bunker war an der Jungmannstraße in Kiel, fast neben der Holtenauer Straße. Der Weg dahin war für meine Großmutter und mich nicht weit, wir wohnten in der Körnerstraße, direkt am Schrevenpark.

Die Körnerstraße war heil geblieben im Krieg. Der Park, in dem wir oft spazieren gingen, war schön, es gab dort ganz viele Gänse, vor denen ich großen Respekt hatte, da sie mich einmal in den Finger gezwickt hatten, als ich sie mit den Brotresten der letzten Woche füttern wollte.

Ich wusste nicht, was das Wort „Krieg“ bedeutete, das ich so oft von meinen drei Frauen hörte. Die Frauen, meine Mutter Irmgard, meine Großmutter Luise und meine Tante Erna, waren alle aus „Ostpreußen“ gekommen, ein Wort, dass ich fast ebenso häufig hörte wie „Krieg“. Ein Land, das ich erst fast fünfzig Jahre später kennen lernen sollte. Auch eine Folge vom „Krieg“.

Aber das lernte ich erst im Gymnasium in der Unterprima, und auch da nur ganz kurz.

Die Männer der beiden, Opa Wilhelm und Onkel Otto, waren im Krieg gestorben, „gefallen“, wie sie sagten.

Das Wort kam mir sehr komisch vor und ich dachte an den Schorf auf meinen Knien, wenn ich mal gefallen war. So schlimm war das doch gar nicht und es verheilte in wenigen Tagen.

Wir gingen den Knoop-Weg entlang, meine Großmutter hatte mich fest an der Hand, damit ich nicht herumkaspeln konnte, und wir gingen das kurze Stück durch die Mittelstraße, bis hin zum unteren Ende der Holtenauer Straße.

Hier waren 1954 schon neue Häuser gebaut, die Kaufläden und Wohnhäuser der „Klagemauer“ machten schon ein Bild davon, wie die zerstörte Stadt später aussehen würde. Gelblichweiße Wohnblocks mit einer Ladenzeile unten, so wie man es eben schön fand in den frühen 50er Jahren.

Ganz viele Geschäfte gab es da, die zeigten, was wir uns alles schon wieder leisten konnten.

Viel war das bei uns nicht, denn meine Mutter verdiente noch nichts.

Sie studierte an der Pädagogischen Hochschule, PH, wie sie immer sagte, und wollte Lehrerin werden. Meiner Großmutter war die Rente vom verschollenen Großvater noch nicht genehmigt und meine Tante war die Einzige, die unsere kleine Familie ernährte, durch ihre Mitarbeit im Kirchenamt in der Körnerstraße. Genau gegenüber von unserem Haus.

So gab es abends meistens Milchsuppe mit Schwarzbrot, eingebrockt in kleinen Stückchen, die ich leidenschaftlich gerne aß. Meistens löffelte ich sie ganz zu Anfang aus der Suppe, solange sie noch hart waren, und hatte dann kein Brot mehr gegen Ende.

Es störte mich nie, dass es jeden Abend das Gleiche gab. Schließlich kannte ich es nicht anders.

Wir waren an der „Klagemauer“ angekommen. Noch heute weiß keiner genau, warum die so heißt. Einige meinen, wegen der vielen Zettel, die in den ersten Jahren nach Kriegsende dort an Bretterwänden hingen und mit denen nach vermissten Menschen gesucht wurde. Dort klagten, so hieß es, die Frauen um ihre Kinder, Männer und anderen Verwandten.

Andere konnten schon wieder spotten - fast zehn Jahre nach dem Krieg - und sie sagten, das komme davon, dass die neuen Kaufleute immer klagen würden, die Menschen kauften nicht genug und die Mieten seien so hoch.

Wir stellten uns in einen zugigen Durchgang ganz am unteren Ende der „Klagemauer“.

Gegenüber stand ein - für mich als Vierjährige - riesiger Bunker, direkt an der Jungmannstraße. Ganz viele Menschen drängten sich um uns herum, ich verstand nicht recht, was da vor sich ging. Dann wurden alle ganz still.

„Sieh rüber“, sagte meine Großmutter, die mit Worten immer recht sparsam war und deutete auf den Bunker. Sie hatte mich so weit nach vorne geschoben, dass ich gut sehen konnte. Mit einem Ohren betäubenden Krachen wurde der Bunker gesprengt, er „flog in die Luft“, sagte ich später, um das für mich sehr bedrohliche Bild zu relativieren und etwas Lustiges danebenzusetzen.

Doch tief in mir blieb das Bild in meiner Seele. Meine Großmutter hatte mir damit ein bleibendes Foto mitgegeben und mir gezeigt, was „Krieg“ bedeutete: Zerstörung.

Mir wurde schlagartig klar, dass die ganze Stadt zerstört war.

Gegenüber von der Klagemauer gab es keine Häuser mehr, bis weit hinauf zur Lornsenstraße stand da nichts mehr, kein einziges Haus. Es gab nur Schutt und Asche.

Die Stadt war grau und zerstört, das sah ich jetzt zum ersten Mal. Der Bunker mit seinen meterdicken Wänden war auch zerstört - und das war gut so - war er doch noch immer ein Symbol der Kriegszeit. Eine dicke Staubwolke lag über der Straße, ich musste unentwegt husten.

Als der Staub sich verzogen hatte, kam Bewegung in die Menge, die Menschen strömten wieder nach Hause.

Über 40 Jahre später sah ich Filmaufnahmen von der Bunkersprengung auf einer Ausstellung im Warleberger Hof. Es war genau so, wie ich es in Erinnerung hatte: gewaltig, beängstigend und bedrückend. Noch heute gibt es Bunker in Kiel, in die ich nicht hineingehen mag, den Flandernbunker am Hindenburgufer, den Bunker an der Fachhochschule, den Bunker am Gaardener Ring, den Bunker unter dem Rathaus, den Bunker an der Räucherei: bunt bemalt gegen die Tristesse. Sie symbolisieren das, wovor ich Angst habe: